

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Das Geheimnis der Hebamme
Die Spur der Hebamme
Die Entscheidung der Hebamme
Der Fluch der Hebamme
Der Traum der Hebamme
1813 – Kriegsfeuer

Über die Autorin:

Sabine Ebert wurde in Aschersleben geboren, ist in Berlin aufgewachsen und hat in Rostock Sprach- und Lateinamerikawissenschaften studiert. In ihrer Wahlheimat Freiberg arbeitete sie als Journalistin für Presse, Funk und Fernsehen. Sie schrieb einige Sachbücher zur Freiburger Regionalgeschichte, doch berühmt wurde sie mit ihren historischen Romanen, die alle zu Bestsellern wurden.

SABINE
EBERT

*B*lut
und *Silber*

ROMAN

KNAUR 

Bitte besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Ergänzte Taschenbuchausgabe April 2011

Knauer Taschenbuch

© 2009 bei Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Ein Projekt der AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur www.ava-international.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Frau: plainpicture / Arcangel

Schlacht: bridgeman / A Battle Scene: possibly James Scott,
Duke of Monmouth at the Siege of Maastricht in 1673 (oil on canvas),

Wyck, Jan (1640–1700) / © Victoria Art Gallery, Bath and
North East Somerset Council / The Bridgeman Art Library

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-63836-1

DRAMATIS PERSONAE

Aufstellung der wichtigsten handelnden Personen. Historische Persönlichkeiten sind mit einem * gekennzeichnet.

Freiberg

Ulrich von Maltitz*, *Ritter des Meißner Markgrafen Friedrich von Wettin und Kommandant der Burg*

Niklas von Haubitz*, *Anführer des Heeres zur Verteidigung der Stadt*

Markus, *Hauptmann der Wachen von Burg Freiheitsstein*

Jan, *sein Bruder*

Sibylla, *eine Gauklerin*

Christian, *ein Gassenjunge*

Nikol Weighart*, *Bürgermeister, Silberschmied*

Katharina, *seine Frau*

Jenzin*, *Ratsherr und Apotheker*

Änne, *sein Mündel*

Beata, *Jenzins Frau*

Hans Lobetanz*, *ibr Neffe und Geselle*

Wilhelm, *Jenzins Großknecht*

Hannemann Lotzke*, *Ratsherr und Gewandschneider*

Johannes Lotzke*, *sein Sohn*

Conrad Marsilius*, *Ratsherr und Stadtphysicus*

Clementia, *seine Magd*

Dittrich Beschorne*, *Ratsherr und Rechtsgelehrter*

Berlewin*, *Ratsherr und Zunftmeister der Freiburger Kramerinnung*

Heinrich von Frauenstein*, *Ratsherr und Waffenschmied*

Dittrich von Schocher*, *Ratsherr und Weinbändler*

Conrad von Rabenstein*, *Ratsherr und Tuchbändler*

Gottfried von der Bobritzsch*, *Ratsherr und Kürschner*

Jenzin Burner*, *Ratsherr und Schmelzmeister*

Conrad Stoian*, *Ratsherr und Grubeneigner*

Veit Haberberger, *Besitzer einer Schmelzhütte*
Menachim ben Jakob, *Rabbi der jüdischen Gemeinde*
Friedemar, *Bergmeister*
Eberhard von Isenberg, *königlicher Burgkommandant in Freiberg unter Adolf von Nassau*
Reinold von Bebenburg, *einer seiner Nachfolger unter Albrecht von Habsburg*
Hildegard, *Witwe des früheren Burgvogtes*
Jakob und Gerald, *ihre Söhne*
Roland, *Ulrichs Knappe*
Clemens, *Pater der Marienkirche*
Hartmann, *ein Blaufärber*
Herrmann und Claus, *Wachen vom Petritor*
Gero und Otto, *Freiberger Stadtwachen*

Hochadel und Geistlichkeit

König Adolf von Nassau*
Friedrich von Wettin*, *genannt der Freidige, Markgraf von Meissen*
Diezmann*, *sein jüngerer Bruder, Markgraf der Lausitz*
Albrecht von Habsburg*, *nach Adolfs Abwahl und Tod zum König gewählt*
Wenzel II*, *König von Böhmen*
Jutta von Habsburg*, *seine Frau*
Herzog Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen*, *Schwager Friedrichs*
Heinrich von Görz-Tirol*, *Herzog von Kärnten, weiterer Schwager Friedrichs*

Eisenach

Albrecht von Wettin*, *Landgraf von Thüringen und Vater Friedrichs*
Elisabeth von Lobdeburg-Arnshaugk*, *seine Frau und Mutter der gleichnamigen Frau Friedrichs*

Elisabeth von Lobdeburg-Arnshaugk* (die Jüngere), *ihre
Tochter und spätere Gemahlin Friedrichs*
Rudolf von Vargula*, *Truchsess des Landgrafen Albrecht*
Herrmann von Goldacker*, *Marschall des Landgrafen*
Gunther von Schlotheim*, *Schenk des Landgrafen*
Albrecht von Sättelstedt*, *Verwalter der Landgrafen*
Lena, *eine Magd*
Franz, *ihre Sohn*

weitere handelnde Personen

Reinhard von Hersfeld*, Tylich* und Theodor von Hons-
berg*, Hertwig von Hørselgau*, Reinhard von Seweschin*,
Ritter von Markgraf Friedrich
Meinhard*, *Bischof von Meissen*
Heinrich von Nortenberg*, *Befehlshaber des königlichen
Heeres vor Lucka*
Friedrich von Schönburg*, *Anführer der Pleißnischen Reichs-
städte in der Schlacht bei Lucka*

PROLOG

Häuser brannten lichterloh, Menschen rannten schreiend davon, während sich eine nicht enden wollende Schar Bewaffneter wie ein schwarzer, todbringender Strom in die Stadt ergoss ...

Schweißgebadet schreckte Änne aus dem Schlaf und krachte mit dem Kopf gegen den schweren Apothekertisch, unter dem sie wie jede Nacht auf einem Strohsack schlief. Doch den Schmerz nahm das Mädchen kaum wahr. Zu verstörend war das Traumbild gewesen – und zu wirklich.

Es geschah oft, dass sie nachts schlecht träumte: von dem unbarmherzigen Vormund, bei dem sie lebte, seit ihre Eltern tot waren, von seiner keifenden Frau, der sie es nie recht machen konnte, und seinem böartigem Neffen. Aber dieser Traum war unglaublich schlimmer gewesen.

Hastig schlug Änne ein Kreuz. Ihr Herz klopfte wild, als wollte es aus der Brust springen. Fröstelnd zog sie sich die zerschlissene Decke enger um die Schultern. Es hatte schon lange mehr keinen so strengen Winter gegeben. An den Wänden der Kammer glitzerten Eiskristalle, auch wenn sie das in der Dunkelheit kaum erkennen konnte.

Angestrengt lauschte sie, ob irgendjemand ihren Schreckensschrei gehört hatte und aufgewacht war. Wenn sie das Haus aus dem Schlaf weckte, würde der Vormund sie gnadenlos verprügeln. Und er war stark, der Meister Jenzin. Von seinen Schlägen würde ihr Gesicht wieder eine ganze Woche geschwollen und verfärbt sein.

Aber es blieb still im Haus des Apothekers. Also war es wohl am klügsten, sich wieder unter der Decke zu verkriechen und zu beten, dass sie sich irrte.

Wenn ihr der Alptraum in dieser Klarheit schon zum dritten Mal erschienen war, konnte das nur eines bedeuten: Es stimmte, was der Oheim ihr Tag für Tag vorhielt.

Sie stammte tatsächlich aus einem verfluchten Geschlecht. Verflucht, weil sich die Männer durch ihren Mut immer wieder zu viele gefährliche Feinde machten und die Frauen mit der Gabe des zweiten Gesichts gezeichnet waren – was den einen wie den anderen den vorzeitigen Tod einbrachte.

Doch wenn das stimmte, bedeutete dies auch, dass sich die Schreckensbilder aus ihrem Traum erfüllen würden!

Jene, die sie gerade noch vor Augen hatte, und auch die anderen: drei Köpfe vor den Toren der Stadt aufgespießt ... und der Obere Markt voller Blut, das den frisch gefallenen Schnee rot färbte, umsäumt von Verwundeten und Gefangenen, die fassungslos auf die enthaupteten Leichname ihrer Gefährten starrten ...

Würde tatsächlich noch diesen Winter ein sengendes, mordendes Heer in Freiberg wüten? Vielleicht sogar schon morgen oder übermorgen?

Je länger Änne zitternd dalag und in die Finsternis starrte, viel zu aufgewühlt und verängstigt, um wieder einschlafen zu können, umso stärker wuchs in ihr die Gewissheit. Noch ehe der Schnee schmolz, würde eine grausame Macht die Stadt erobern und Ströme von Blut vergießen. Blut von Menschen, die sie kannte. Und niemand konnte das Verhängnis abwenden.

ERSTER TEIL



DIE BELAGERTE STADT

ALTENBURG, DEZEMBER 1295

*I*ch habe ein ganz dummes Gefühl.«

Das hätte Ritter Ulrich von Maltitz nicht erst aussprechen müssen. Seine misstrauische Miene und die Unruhe, mit der er immer wieder zur Tür blickte, die schief in den Angeln hing und bei jeder Bewegung laut knarrte, sagten genug.

Er hatte noch nicht einmal den schneebedeckten Umhang abgelegt. Die schmelzenden Flocken ließen sein schulterlanges Haar schwarz wirken.

»Meint Ihr das Essen, das uns dieser schmierige Wirt bringt, sofern er es je fertigbekommt?«, antwortete der Markgraf von Meißen mit verhaltenem Spott, während er es sich auf einer Bank bequem machte und die langen Beine ausstreckte, die vom anstrengenden Ritt durch die strenge Kälte des Winters steif geworden waren.

Der König hatte Friedrich von Wettin hierher in die Reichsstadt Altenburg beordert, und wenn es nach ihm ginge, dürfte dieser den Markgrafentitel gar nicht mehr führen. Denn Adolf von Nassau, vor dreieinhalb Jahren zum Regenten gewählter Niemand unter den Reichsfürsten, erhob Anspruch auf die Mark Meißen. Obwohl das Fürstengericht noch nicht die Acht über den Meißner gesprochen hatte, galt Friedrich schon so gut wie geächtet, als Rebell, der sich dem König mit dem Schwert entgegenstellte, um seinen Besitz zu wahren. Oder das, was davon übrig war, nachdem sein verschwenderischer Vater auf leichtsinnige Weise den größten Teil seiner Ländereien verschleudert hatte. Dabei war es keine zehn Jahre her, dass dessen Vater über fünf Fürstentümer herrschte!

»Ihr wisst genau, was ich meine«, antwortete Ulrich von Maltitz ungestüm und vergaß dabei für einen Augenblick den respektvollen Ton, den er seinem Lehnsherrn schuldete. »Wenn Ihr auf meinen Rat hörtet, wären wir nie hierhergekommen. Das riecht nach einem Hinterhalt, nach Verrat!«

Der dunkelhaarige Ritter Anfang dreißig legte den Umhang ab und ließ ihn achtlos auf die Bank sinken, ohne die Tür aus den Augen zu lassen. Dann trat er sogar einen Schritt in den Gang hinaus, um hinunter in die Schankstube des Wirtshauses zu spähen, in dem sie Quartier genommen hatten. Rauchschwaden vom Herdfeuer und der Lärm der Zecher drangen in die größte der oberen Kammern, wo ein paar Schankmägde die Tafel für die hohen Gäste aufgestellt hatten. Doch niemand schien sich die altersschwache Holzterrasse hinaufzuwagen. Krachend ließ Ulrich die Tür wieder hinter sich zufallen und blieb stehen, die Hand am Schwert.

»Wollt Ihr etwa dem König so viel Unehrenhaftigkeit unterstellen?«, ermahnte ihn der Markgraf mit hochgezogenen Augenbrauen, immer noch eher spöttisch als streng.

Friedrich war achtunddreißig Jahre alt und weder der dichten Schöngestirne wie sein Großvater, den man »den Erlauchten« nannte, noch der verlebte Verschwender wie sein Vater. Er war nüchtern, zupackend und entschlossen. Und er teilte das Misstrauen des Maltitzers, eines seiner engsten Vertrauten, was die Möglichkeit betraf, der König habe sie nur hierherbeordert, um den Gegner beiseiteschaffen zu lassen, auch wenn er es sich nicht anmerken ließ. Es gab keinen Verhandlungsstoff. Adolf von Nassau wollte die Mark Meißen, und Friedrich war nicht bereit, sie herzugeben. So war der Stand der Dinge.

Doch der König hatte sein Heer gen Meißen in Bewegung gesetzt und auf dem Weg dorthin bereits zum zweiten Mal binnen kurzem Thüringen verwüsten lassen. Friedrich wollte nicht, dass die Angst und Schrecken verbreitende Streitmacht des Nassauers nun auch noch Meißen und Freiberg, seine reiche Silberstadt, in Schutt und Asche legte. Deshalb war er nach Altenburg geritten, so groß die Gefahr eines Hinterhaltes auch sein mochte. Er durfte nichts unversucht lassen, um seinem Land den Krieg zu ersparen.

Ulrich schnaubte verächtlich. »Der König! Was für ein König

ist das schon? Ein Schwächling, einer, der sich die Stimmen der Fürsten bei der Wahl gegen den Habsburger mit leeren Versprechungen erkauft hat, weil er weder Land noch Geld besitzt. Und deshalb stiehlt er es – von Euch und Euerm Bruder!«

Friedrich hätte König sein sollen, dachte Ulrich wütend. Sein Großvater gleichen Namens war der letzte große Stauferkaiser, und schon als Zwölfjährigem hatte man ihm die Kaiserwürde angetragen, ohne dass er sie je erringen konnte. Friedrich III., König von Jerusalem und Sizilien, Herzog von Schwaben, Landgraf zu Thüringen und Pfalzgraf zu Sachsen – das sollten seine Titel sein, von der Herrschaft über die Mark Meißen ganz zu schweigen! Und die wollte ihm Adolf von Nassau nun auch noch nehmen.

Der Markgraf beugte sich leicht vor, nun mit strengem Gesichtsausdruck. »Es grenzt an Hochverrat, was Ihr da von Euch gebt!«, ermahnte er seinen Ritter mit gesenkter, gefährlich anmutender Stimme. »Hütet Eure Zunge! Und zur Übung beginnt Ihr damit besser sofort, noch bevor wir morgen auf die Männer des Königs treffen!«

Die Gesichtszüge des Maltitzers verschlossen sich, er sank auf ein Knie. »Vergebt mir, mein Fürst«, murmelte er und verbiss sich die Bemerkung, sie könnten sich glücklich preisen, wenn sie erst am nächsten Tag und nicht schon heute Nacht auf die Männer des Königs treffen würden.

»Nun steht schon auf und setzt Euch zu uns«, lenkte der Markgraf ein. Mit knapper Geste wies er auf den Platz zwischen sich und den anderen Rittern, die sich bereits an die Tafel gesetzt hatten und ebenfalls zur Tür blickten – allerdings eher in Erwartung des Wirtes mit Braten und Wein statt eines Kommandos gedungener Meuchelmörder.

Ulrich von Maltitz zögerte. Der lange Ritt bei scheußlichem Schneegeköber hatte auch ihm die letzten Kräfte abverlangt, seine Beinmuskeln zitterten immer noch vor Anspannung,

und die Aussicht, sich setzen zu können, war mehr als verlockend, zumal einer der Knechte ein Kohlebecken aufgestellt hatte, das wenigstens im Umkreis von zwei, drei Schritten wohlige Wärme verbreitete. Doch er konnte sich nicht setzen, ohne das lange Schwert abzulegen, und ebenso wenig wollte er – eingeklemmt zwischen den Kampfgefährten – mit dem Rücken zur Tür hocken.

»Wenn Ihr erlaubt, bleibe ich stehen und behalte den Gang im Auge.«

Friedrich seufzte schicksalsergeben. »Ihr seid übervorsichtig. Aber tut, was Ihr nicht lassen könnt!«

Der kurze Blick, den er mit Ulrich wechselte, sagte allerdings etwas anderes: Wie erleichtert der Markgraf über die Vorsicht seines Vertrauten war, zu der es hinreichend Anlass gab.

Es klopfte, erst zaghaft, dann stärker. Ulrich riss die Tür auf. Erschrocken fuhr die mit zwei schweren Krügen beladene Schankmagd zurück, als sie sich plötzlich dem blanken Schwert eines Ritters gegenüber sah. Von Maltitz fragte sich, wie sie wohl angeklopft hatte – mit dem Ellbogen oder mit der Fußspitze?

Etwas von dem Wein war durch ihre hastige Bewegung auf ihr grobgewebtes Kleid geschwappt, doch das schien sie gar nicht wahrzunehmen. Ihre schreckensweiten Augen waren von der scharfen Waffe wie gebannt. Ulrich ließ das Schwert sinken und trat einen Schritt zurück.

Die Frau, deren Gesicht vor Hitze gerötet war und kleine Schweißperlen auf der Stirn und über den zusammengekniffenen Lippen aufwies, knickte rasch erst vor ihm, dann tief vor dem Markgrafen. »Ich bringe Wein. Wenn es den edlen Herren beliebt?«

Auf Friedrichs Zeichen hin goss sie erst ihm den Becher voll, dann seinen Rittern: nach Ulrich von Maltitz auch Reinhard von Hersfeld, den Brüdern Tylich und Theodor von Honsberg, Rudolf von Falkenstein, Reinhard von Seweschin und

dem Jüngsten, Hertwig von Hörselgau. Die anderen Männer hatte Ulrich bei den Pferden und um das Wirtshaus herum postiert. Friedrichs Gefolge war klein, aber sorgfältig ausgewählt unter den besten seiner kampferprobten Ritter.

»Ihr gestattet!« Nach der wortlosen Zustimmung des Markgrafen nahm Ulrich dessen Becher und kostete vor.

Wein, wirklich.

»Ziemlich sauer, aber nicht vergiftet, wie es scheint.«

Ulrich reichte den Becher zurück.

Die Magd warf ihm heimlich einen beleidigten Blick zu und stellte den Wein vor dem Markgrafen ab. Dann schenkte sie aus dem zweiten Krug Bier an die niederen Gefolgsleute aus.

Als sie damit fertig war, knickste sie erneut und ging.

Friedrich hob seinen Becher. »Möge Gott uns morgen beistehen!«

»Amen!« Die anderen tranken ihm stehend zu.

Und möge Gott uns auch diese Nacht beistehen, dachte Ulrich bei sich, während er einen kräftigen Schluck nahm.

Wieder klopfte es, und eine weitere Schankmagd brachte ein großes Brett mit Brot, Käse, Schinken und Speck. »Der Braten ist gleich fertig, lässt der Wirt ausrichten«, erklärte sie.

Niemand antwortete ihr. Die Ritter, hungrig und durchgefroren, brachen auf Friedrichs einladende Geste Stücke von dem noch warmen Brotlaib, zogen ihre Essmesser und schnitten dicke Scheiben von Käse, Schinken und Speck ab. Mit Erlaubnis ihres Fürsten durften sie heute die Regel für höfische Mahle vernachlässigen, nach der als maßlos betrachtet wurde, wer das Brot aß, bevor die Hauptspeisen aufgetragen waren. Die letzte Rast auf dem Weg hierher lag lange zurück.

Wenn auch die Herberge am Markt verräuchert war und Aussehen und Kleidung des Wirtes wenig vertrauenerweckend wirkten – das noch dampfende Brot schmeckte köstlich, der Schinken war gut geräuchert, der Käse würzig.

Die Männer begannen, sich zu entspannen und lautstark zu unterhalten.

Feuchte Schwaden stiegen von ihren Kleidern auf, die der Schnee durchnässt hatte. Doch allmählich wurde es warm im Raum, und ihre Kleider und Haare begannen zu trocknen.

»Wenn Ihr erlaubt, Hoheit!«

Johannes Lotzke, ein junger Freiberger, bot sich an, für Friedrich und seine Ritter Wein nachzuschicken, denn die Knapen waren zur Wache bei den Pferden eingeteilt worden.

Aufmunternd nickte Friedrich dem jungen Mann mit dem rötlichen Haar zu, den er erst kürzlich in sein Gefolge aufgenommen hatte und der ihm durch seinen Diensteifer und seine Klugheit aufgefallen war. Sein Vater, ein Gewandschneider und einer der Freiberger Ratsherren, hatte ihn geschickt, damit er dem Markgrafen diene, höfisches Benehmen lerne und bis zu seiner Verheiratung etwas von der Welt sehe.

»Sag, junger Lotzke, wann soll die Hochzeit sein?«, fragte breit grinsend Rudolf von Falkenstein, ein älterer Ritter mit derbem Humor, der offensichtlich einen Spaß mit dem Freiberger Burschen plante.

»Nach Pfingsten, Herr«, antwortete Johannes, während seine Ohren in verräterischem Rot aufleuchteten. Er kannte die Ritter inzwischen gut genug, um zu ahnen, dass sich der Falkensteiner einen Scherz auf seine Kosten erlauben wollte.

»Und, ist sie hübsch, deine Braut?«

»Ich denke schon«, murmelte Johannes mit gesenktem Kopf, scheinbar ganz darin vertieft, die Becher der Ritter nachzufüllen.

»Er denkt es!« Rudolf schlug sich auf die Schenkel und sah grinsend zu seinen Tischnachbarn. »Aber sicher scheint er nicht zu sein. Hast sie wohl noch nicht näher in Augenschein genommen?«

Johannes erwiderte nichts. Wenn er die Wahrheit sagte, nämlich dass er bis über beide Ohren in seine Zukünftige verliebt

war, die jüngere Tochter des Tuchers, es aber um nichts in der Welt wagen würde, sich ihr vor der Brautnacht auch nur auf fünf Schritte zu nähern, würde der Falkensteiner nicht nur Späße auf seine, sondern auch auf ihre Kosten treiben. Und das wollte er verhindern.

Überhaupt – die Hochzeitsnacht ... Der Gedanke daran ließ ihn noch verlegener werden.

Das schien der stets zu Späßen aufgelegte Falkensteiner zu erraten. »Mir scheint, unser junger Freiberger ist recht schüchtern, was Frauen betrifft. Er braucht wohl noch ein bisschen Anleitung, bevor er vor die Kirchentür tritt, damit er seine hübsche Braut vollends zufriedenstellen kann. Was meint ihr?«

Wieder wandte er sich an die anwesenden Ritter. »Lassen wir dem Wirt ausrichten, er möge unserem Freund hier Gesellschaft für die Nacht besorgen? Aber keine Jungfrau, sondern eine mit Erfahrung. Am besten einen richtig alten Drachen. Dann lernt er schon einmal, was ihn in der Ehe erwartet, wenn er nicht von Anfang an aufpasst ...«

Die anderen lachten schallend. Es war ein gutmütiger Spott, dennoch war Johannes mittlerweile vom Hals bis zu den Haarwurzeln rot angelaufen. Vergeblich suchte er nach einer Entgegnung, aber ihm fiel nichts Passendes ein. Außerdem hätte er sowieso nichts sagen dürfen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Also betete er stumm, dass der Falkensteiner seine Ankündigung nicht wahr machte.

Der Markgraf wollte etwas Beschwichtigendes sagen, um den jungen Mann aus seiner Verlegenheit zu erlösen, doch er kam nicht dazu.

Ulrich von Maltitz' energisches »Still!« dröhnte dazwischen. Mit erhobenem Arm, leicht vorgebeugt, sah der misstrauische Ritter aus der schmalen Fensterluke, dann stürzte er zur Tür und riss sie auf. »Bewaffnete! Sie kommen hierher!«, brüllte er nach einem kurzen Blick hinab. »Zieht die Schwerter!«

Noch während seiner Worte sprangen die Männer auf, griffen nach den Waffen und gruppierten sich um ihren Fürsten.

Aus den ebenerdigen Räumen drangen erschrockene Rufe, gebrüllte Befehle, das Krachen umstürzender Bänke. Während die Ziege, die der Wirt gleich neben der Schankstube hielt, angstvoll meckerte, polterten schwere Tritte die Treppe herauf.

»Ihr müsst nach oben fliehen!«, rief der Maltitzer dem Markgrafen zu und wies auf die Luke zum Dach, bevor er den schweren Riegel vorschob. »Es sind mehr als zwei Dutzend. Wir können Euch nicht gegen sie alle verteidigen.«

Auch Friedrich zog sein Schwert und blickte auf seine Männer. »Nein. Wir erwarten sie hier. Gott steh uns bei.«

Schon zerbarst die marode Tür unter einen wuchtigen Hieb oder Tritt von draußen. Bewaffnete drängten durch die Öffnung, um sofort von vier Meißner Rittern mit dem Schwert in Empfang genommen zu werden.

Der Raum war so klein und vor allem so niedrig, dass sie kaum ausholen konnten.

Den ersten Angreifer enthauptete Ulrich mit einem einzigen Hieb, einen weiteren streckte Reinhard von Hersfeld nieder. Doch über die Leichname ihrer gefallenen Kumpane hinweg drängten immer mehr Angreifer in die Kammer. Die Männer an der Tür mussten ein paar Schritte in das Innere zurückweichen. Nun bildeten die sieben Ritter einen schützenden Halbkreis um ihren Fürsten. Wohl ein Dutzend Angreifer – allesamt mit dem königlichen Adler auf dem Wappenrock – stürmten auf sie ein. Doch die Meißner hielten stand, auch wenn ihr Halbkreis immer enger wurde.

Bald sah Ulrich nur noch Blut um sich, erkannte, dass der Falkensteiner tödlich getroffen zu Boden ging und zwei ihrer bewaffneten Reitknechte seinen Platz einnahmen. Der junge Hertwig schrie neben ihm auf und sackte zusammen, die Rechte über eine heftig blutende Wunde am linken Oberarm

pressend. Ulrich schob ihn rasch hinter sich und trat vor, um den nächsten Angreifer niederzustrecken.

Seitlich von ihm krachte und prasselte es – ein paar Angreifer hatten die Fachen aus Lehm und Stroh durchgetreten und zwängten sich nun aus dem Nebenraum durch das Ständerwerk, um von der Seite anzugreifen.

Fast im gleichen Augenblick drängten vier ihrer eigenen Leute, die er unten als Wache postiert hatte, durch die Tür.

Ulrich blieb weder Zeit noch ausreichend Sicht, um die Feinde zu zählen, die deutlich in der Überzahl waren. Das änderte sich bald. Die Reisigen hatten inzwischen mehrere Gegner in einen Kampf nahe der Tür verwickelt. Die anderen standen mittlerweile nur noch fünf Meißner Rittern und dem Markgrafen gegenüber, der längst selbst mitkämpfte, Schwert und Surkot voller Blut, mit schnellen, geschickten Hieben auf die Gegner einschlagend.

Allmählich ließ der Kampfärm nach. Von den Angreifern waren nur noch drei übrig, mit denen sich Ulrich, Tylich und Reinhard erbitterte Zweikämpfe lieferten.

Ulrichs Gegner war ein Bulle von einem Kerl, mit Oberarmen wie Schenkeln. Er focht einen plumpen Stil und verließ sich ganz auf seine Kraft. Mit aller Macht drückte er seine Klinge auf die des Kontrahenten, doch Ulrich entzog sich ihm mit einer geschickten Bewegung und strich ihm im nächsten Augenblick das Schwert über die Kehle. Wie ein gefällter Baum stürzte der Bulle zu Boden und riss im Fallen das Kohlebecken um.

Geistesgegenwärtig griff Ulrich nach dem Krug und goss das Bier über die glühenden Stücke, wo es zischend verdampfte. Die restliche Glut trat er hastig aus. Das trockene Gebälk würde brennen wie Zunder, so dass nicht nur sie selbst Gefahr liefen, in den Flammen umzukommen, sondern halb Altenburg in Brand geraten konnte, sollte in der Kammer ein Feuer ausbrechen.

Ulrich vergewisserte sich mit einem Blick, dass seine Gefährten zurechtkamen, und wollte sich zu Friedrich umdrehen. In diesem Augenblick gellte ein markerschütternder Schrei.

Der Maltitzer fuhr herum und erstarrte. Unter den totgeglaubten Gegnern hatte sich einer aufgerappelt und stürzte mit gezogenem Schwert von hinten auf den Markgrafen. Friedrich bemerkte ihn zu spät, erst als der junge Lotzke warnend aufschrie. Die todbringende Klinge fuhr direkt auf ihn zu; keiner seiner Ritter war nahe genug, um einzugreifen. Immer noch schreiend, warf sich der Freiburger zwischen die Waffe und den Fürsten.

Verblüfft starrte der Angreifer auf den zusammensackenden Körper, während der Markgraf unversehrt vor ihm stand. Sein Zögern wurde ihm zum Verhängnis: Im nächsten Augenblick war Ulrich von Maltitz heran und trieb dem Attentäter das Schwert tief in die Brust. Dann zog er seine Waffe wieder heraus und stieß den Leichnam mit einem Fußtritt beiseite, der vor ihm zu Boden plumpste. »Seid Ihr unversehrt, mein Fürst?«, fragte er atemlos und voller Sorge.

»Ja, dank dieses Jungen«, antwortete Friedrich düster. Vorsichtig ließ er den durchbohrten Körper des Freibergers zu Boden sinken, aus dessen Wunde ein Schwall Blut geströmt war.

Ulrich atmete tief durch und sah sich in der Kammer um.

Der Kampf war beendet, der Boden mit Leichnamen übersät, seine Gefährten voller Blut. Hertwig versuchte, mit einem abgerissenen Ärmel seine Wunde abzubinden, Tylich blutete heftig am Oberschenkel, und der alte Falkensteiner lag mit gespaltenem Schädel nahe der Tür. Ihn hatten sie ganz verloren, ihn und den jungen Freiburger, auf den sein Vater und seine Braut nun vergeblich warten würden.

Von Maltitz schlug ein Kreuz. »Gott erbarme sich ihrer armen Seelen.«

Dann stand er auf. »Wir müssen weg, sofort. Ich weiß nicht,

ob wir alle erwischt haben oder ob jemand entkommen ist, der Verstärkung holt.«

Niemand widersprach. Er befahl den Reisigen, die Leichen der beiden Gefallenen mitzunehmen, damit ihnen ein christliches Begräbnis zuteilwerden konnte, und ließ Tylichs Wunde in aller Eile notdürftig verbinden.

Dann stürmten sie hinaus, immer noch die blanken Schwerter in der Hand. Niemand stellte sich ihnen in den Weg. Angesichts des Kampfgetümmels waren die Gäste des Wirtshauses längst davongerannt.

Die Knapen hatten bereits die Pferde für eine rasche Flucht gesattelt.

Roland, Ulrichs Knappe, trat auf seinen Herrn zu. »Drei von den Wachen haben sie erschlagen. Die anderen sind hochgerannt, um Euch zu helfen«, berichtete er. Selbst in dem trüben Licht konnte Ulrich erkennen, dass der Sechzehnjährige krei-
debleich war.

Die Reisigen holten nun auch die Leichname der gefallenen Wachen und banden sie auf die Packpferde. Dann saßen alle auf und ritten, so schnell sie konnten, durch die Dämmerung. Bald würden die Stadttore geschlossen, und sie saßen in Altenburg fest, den Mordgesellen des Königs ausgeliefert. Doch sie hatten Glück. Das Tor in der Nähe des Wirtshauses war noch nicht geschlossen.

Erschrocken drückten sich die Menschen in die Mauernischen oder flüchteten in die Häuser, als sie den wilden Reitertrupp kommen sahen und hörten. Im Galopp sprengten die Meißnischen aus der Stadt und in die einbrechende Nacht hinaus.

Sie mochten wohl zehn oder zwölf Meilen weit gekommen sein, als Friedrich Befehl gab zu halten. Sie rasteten am Rande eines Waldes, allerdings nur kurz und ohne ein Feuer zu entzünden, denn sie konnten nicht sicher sein, etwaige Verfolger

abgehängt zu haben. Der Mond, der den Schnee leuchten ließ, sorgte für ausreichend Helligkeit.

»Ich schätze, die Verhandlungen sind damit beendet«, knurrte Ulrich mit finsterner Miene und griff in den verharschten Schnee, um das verkrustete Blut der Attentäter von seinen Händen zu wischen.

»Das war eine offene Kriegserklärung!«, sagte Reinhard von Seweschin schroff, der Älteste unter Friedrichs Rittern. »Adolf hat einen Präzedenzfall geschaffen – einen Fürsten, den er unter Zusage freien Geleits zu sich beorderte, überfallen zu lassen. Vielleicht bringt das endlich auch die anderen Fürsten gegen ihn auf.«

»Vielleicht«, meinte Ulrich mit Blick auf Friedrich nachdenklich. »Werden die Fürsten zusehen, wie der von ihnen gewählte König die Waffen gegen die eigenen Vasallen, das eigene Volk richtet? Wenn er *Euch* Titel, Land und Leben nehmen will, könnte er das ebenso mit jedem von ihnen tun.«

Der Markgraf schüttelte kaum erkennbar den Kopf. »In einem habt Ihr beide recht: Jetzt ist der Krieg unausweichlich. Adolf wird sein Heer von Plünderern und Brandstiftern in die Mark Meißen schicken. Und als Erstes werden sie versuchen, Freiberg zu erobern. Der König will das Silber, damit wäre er viele Sorgen los.«

Friedrich sah nun direkt zu Ulrich. »Aber es besteht keine Hoffnung auf Hilfe. Mag auch Albrecht von Habsburg Anspruch auf den Thron erheben – er wird unter den Fürsten keinen offenen Verbündeten für eine neue Königswahl finden. Noch nicht.«

Dann wandte sich Friedrich dem Hersfelder zu. »Reinhard, reitet los zu Niklas von Haubitz; er soll seine Truppen, so schnell es geht, nach Freiberg führen, um die Stadt zu verteidigen. Ulrich, Ihr reitet dorthin und warnt sie. Ich vertraue Euch das Kommando über Burg Freiheitsstein an. Wir brauchen das Silber, um Truppen aufzustellen, mit denen wir gegen das

königliche Heer antreten. Sonst werden viele Menschen sterben. Das wäre das Ende des Hauses Wettin und das Ende der Hoffnung auf Frieden in der Mark.«

FREIBERG, JANUAR 1296

Verzweifelt kämpfte sich die schmale Gestalt durch den Schnee, stemmte sich mit letzter Kraft gegen den eisigen Wind, der durch die Überreste des zerrissenen Kleides fuhr, die Fetzen flattern ließ und Eiskörner gegen die nackte Haut peitschte.

Noch ein Schritt. Und noch einer. Wie viele mochten es sein bis zum rettenden Stadttor? Hundert? Zweihundert? Schon waren in der Dämmerung die dunklen Konturen der Wehrtürme zu sehen, zeichnete sich vage durch das Schneetreiben die starke Stadtmauer ab, der schützende Wall um Freiberg.

Etwas rann ihr die Beine hinab. Sie war zu schwach, um nachzusehen, ob es Blut war. Ihr Körper verwehrte jede andere Bewegung als das dumpfe Vorwärtsgen. Und ihr Bewusstsein weigerte sich, durch den Anblick noch einmal die schrecklichen Erinnerungen heraufzubeschwören, die Todesschreie und die rohe Gewalt.

Ich muss weiter, dachte sie verzweifelt. Denn nach dem Sterben wird es keine Erlösung für mich geben, nur die schlimmsten Qualen der Hölle. Auch wenn ich mich gewehrt habe und Todesangst statt Wollust empfand – es war Sünde, und kein Priester wird mich davon freisprechen.

Noch ein Schritt. Und noch einer.

Als hätten sich die Elemente gegen ihr letztes bisschen Lebenswillen verschworen, heulte der Wind stärker auf, fegte Wehen wie feine Schleier über das freie Feld vor ihr, ließ Wirbel kreiseln, nahm ihr den Atem und die Sicht auf die rettenden Mauern.

Sie wusste, wenn sie jetzt der Schwäche nachgab und sich in den Schnee sinken ließ, würde sie nie wieder aufstehen.

Also setzte sie trotzig einen Fuß vor den anderen, eine tiefe Spur durch den Schnee furchend, die der Sturm schon nach ein paar Schritten wieder verwehte und zu einer kaum sichtbaren Mulde verharmloste.

Sie wollte leben. Sie musste die anderen warnen.

Für einen Augenblick verharrte sie mitten in der Bewegung und lauschte. Täuschte sie der heulende Wind, oder waren das wirklich schon die Glocken, die ankündigten, dass die Tore zur Stadt geschlossen würden?

Der Verstand sagte ihr: Du kommst zu spät. Sie werden die Stadt schließen, und du wirst vor dem Tor im Schnee erfrieren. Aber schneller gehen konnte sie nicht. Also setzte sie weiter einen Schritt vor den anderen in der irrsinnigen Hoffnung, man würde sie doch erhören und einlassen.

Sorgfältig verschloss Jan, einer der jungen Burschen von Freibergs Wachmannschaft, den seine Kameraden manchmal Waghals und manchmal Sturkopf riefen, das Peterstor. Gleich würde einer der Ratsherren kommen, heute wohl Conrad Marsilius, der Stadtphysicus, und den großen Schlüssel an sich nehmen. Kein Störenfried sollte die Bürger aus ihrem wohlverdienten Schlaf aufwecken, kein Gesindel sie des Nachts belästigen. Und morgen, nach Tagesanbruch, würde man bei Licht besehen können, wer Einlass begehrte.

»Gott sei gepriesen, wieder ein Tag, ohne dass die Truppen des Königs hier angerückt sind«, meinte neben ihm Hartmann, ein Blaufärber, der für diese Nacht zum Wachdienst am Peterstor eingeteilt war und dessen Name in krassem Widerspruch zu der schwächtigen Gestalt mit dem ängstlichen Wesen stand.

Der Handwerker rieb sich vor Kälte oder aus Erleichterung die von der Arbeit verfärbten Hände. »Wer weiß, ob sie über-

haupt hierherkommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass bei diesem strengen Winter jemand in den Krieg zieht.«

Darauf würde ich nicht wetten, dachte Jan und fuhr sich mit der Rechten durch den hellen Lockenschopf, wie er es meistens unbewusst tat, wenn ihn etwas beschäftigte. Doch er schwieg, um den Blaufärber, der sich vor seinem eigenen Schatzen zu fürchten schien, nicht noch mehr zu verängstigen.

»Bei dem Wetter jagt man doch keinen Hund vor die Tür«, plapperte der Schmächtinge weiter. »Schnell, zurück ins Wachhaus, ans Feuer!«

Wortlos ging Jan voran. Der Blaufärber hätte ja nicht mitkommen müssen; das Tor hätte er auch allein verschließen können. Aber er hatte förmlich darauf bestanden, mit stolzeschwellter Brust, so etwas Bedeutendes tun zu können oder zumindest dabei zu sein. Drinnen im Wachhaus würden ihn seine Kameraden hoffentlich vom Geschwätz des Färbers befreien, damit er sich seinen eigenen Gedanken hingeben konnte.

Die Königlichen waren auch heute nicht gekommen. Aber ebenso wenig die Verstärkung, die jener Ritter von Maltitz versprochen hatte, der im Auftrag des Markgrafen das Kommando über die Burg übernommen hatte. Wo, um alles in der Welt, blieb nur Niklas von Haubitz mit seinem sehnlich erwarteten Heer? Oder waren beide Streitmächte schon aufeinandergestoßen, so dass der Stadt Belagerung und Krieg erspart blieben? Zumindest, falls Niklas gesiegt hatte. Sonst wären sie ohne Rettung der rheinischen Söldnerschar des Königs ausgeliefert, über die die Leute die wildesten Geschichten erzählten, von Sengen und Morden, Plündern und Brandschatzen.

Die Männer in der Wachstube – je zur Hälfte ausgebildete Wachen und Stadtbürger, die reihum zu nächtlichen Diensten eingeteilt waren – sahen kaum auf, als die beiden den Raum wieder betraten. Angesichts der Kriegsgefahr waren die Wachmannschaften verstärkt und alle neununddreißig Türme besetzt worden.